

**Sandbostel 22.6.2017**

Vor einigen Monaten erhielt ich eine Anfrage von Nordstrand. Auf dem Friedhof liegen drei sowjetische Staatsbürger, eine junge Frau, ein Kind und ein Kriegsgefangener namens Iwan Bondarenko, gest. 8.1.1941, Näheres sei nicht bekannt. Ob ich evtl. helfen und mehr dazu zu sagen könne.

Zu Zivilisten kann ich das nicht, bei Kriegsgefangenen zwar durchaus, nur im Fall Iwan Bondarenko ging es nicht, der Name ist zu häufig, die Person ist so nicht zu identifizieren, zumal auch das Geburtsdatum falsch ist. Dieses ist nur möglich, wenn man die Erkennungsmarke hat, weil nur sie unabhängig von Zeit, Ort und Sprache bzw. Schrift ist. Trotzdem gelang es recht schnell, ihn zu finden, denn nach 1945 hatten die Sowjets eine Liste von angelegt mit den Namen von vielen, die im Land Schleswig verstorben waren, und diese Liste enthielt einen Iwan Bondarenko, gestorben in Nordstrand am 8.1.1944. Er war, so stellte sich heraus, 1942 in der Ukraine in Gefangenschaft geraten und nach Sandbostel gebracht worden, wo er unter der Nummer 140142 registriert wurde. Im Herbst 1943 wurde er zum Stalag X A Schleswig versetzt, ab 14.10.1943 arbeitete er im Elisabeth-Sophien-Koog auf Nordstrand, wo er am 8.1.1944 an Herzschlag verstarb, so steht es jedenfalls auf seiner Karteikarte, bei einem gut 25jährigen Mann allerdings eher ungewöhnlich, und insofern sagt sein Tod auch einiges über die Lebensbedingungen der sowjetischen Kriegsgefangenen hier im Deutschen Reich aus, selbst wenn man die Angabe als korrekt ansieht.

Solche präzisen Angaben zu einem Kriegsgefangenen schienen – seine Personalkarte besitzt sogar ein Foto, dazu Angaben zu seiner Familie usw. - vor einigen Jahren noch undenkbar. Man kannte einerseits die großen Russenfriedhöfe mit unvorstellbaren Zahlen auf den Denkmälern – 65000 in der Senne, 50000 in Bergen-Belsen, 46000 in Sandbostel – andererseits sog. Russengräber von einer oder mehreren Personen, abgelegen in den hintersten Ecken kleiner Dorffriedhöfe. Zu diesen kommt man gewöhnlich nicht, denn dort liegen nur diejenigen, die am Rande oder außerhalb der Gesellschaft stehen. Zahlen und Lage rufen höchstens ein Achselzucken hervor – 65000, eine mittelgroße deutsche Stadt – wer soll so viele Personen mit allen persönlichen Einzelheiten kennen, wie hätte man bei einer solchen Masse Buch führen sollen? Das könne kaum geschehen sein, so die einhellige Meinung, und so würde es sich nur um Unbekannte handeln, deren Namen man nie herausbekommen würde. Hätte man tatsächlich Buch geführt, sei das alles in den Kriegswirren verloren gegangen. Abgesehen da-

von, habe es sich ja um Bolschewisten, Kommunisten gehandelt, deren Tod man zumindest billigend in Kauf genommen habe, wozu dann überhaupt eine Buchführung?

Hinzu kam lange: es war kalter Krieg, man hatte genug mit sich zu tun in Deutschland mit Wiederaufbau und Wirtschaftswunder. Es waren zudem Tote der Sowjetunion, die es nach westdeutschem Konsens darauf anlegte, die BRD aus dem Westen herauszuberechnen und in ihr System einzubeziehen. Schließlich erinnerten die Gräber an eines der schwersten Verbrechen, das die Deutschen während des Krieges zu verantworten hatten: das Massensterben auf Grund von Hunger, Krankheiten, schlechter Unterbringung und nicht zuletzt Mord an Zehntausenden von sowjetischen Kriegsgefangenen, wissentlich und nur zu oft willentlich. Sie zu vergessen, gab es hinreichend Gründe. Auch in der DDR spielten die Friedhöfe nur insofern eine Rolle, als es sich bei den dort Liegenden um heldenhafte Kämpfer gegen den Faschismus handelte, bei denen das Kollektiv, nicht das Individuum wichtig war. Namentlich genannt wurden in erster Linie die, die bei der Befreiung gefallen waren.

Tatsächlich aber hatte die Wehrmacht Buch geführt, jeder Gefangene war, spätestens wenn er im Reich eintraf, umfassend registriert worden und hatte eine Erkennungsmarke erhalten. Diese behielt er bis zum Ende der Gefangenschaft, mit ihr wurde er auch beigesetzt, zumindest laut Vorschrift. Allein hier im Stalag X B Sandbostel wurden mindestens 52000 sowjetische Kriegsgefangene erfasst. Daher ließ sich sein Weg stets nachverfolgen, auch bei Versetzungen, man konnte wissen, wo er sich jeweils befand, ebenso, wenn auch nicht immer, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Alle diese Unterlagen wurden im Todesfall an zentraler Stelle zunächst in Berlin, ab 1943 in Meiningen gesammelt (wobei das gegen Ende des Krieges allerdings öfter unterblieben ist), wo sie den US-Truppen in die Hände fielen. Die Rote Armee erhielt sie im Sommer 1945, seither galten sie als verschollen.

Die sowjetischen Behörden werteten das Material intensiv aus, erstellten umfangreiche Listen zu Lagern und deren Friedhöfen und brachten danach die Unterlagen der Verstorbenen wenigstens zu einem großen Teil nach Podolsk ins Archiv des Verteidigungsministeriums, wo sie heute noch liegen.

Die deutschen Beutedokumente derjenigen, die repatriert wurden, also überlebt hatten und in die Sowjetunion zurückkehrten, hatte der Geheimdienst NKWD behalten, um jederzeit Druckmittel gegen diese Männer und Frauen in der Hand zu haben, galt doch jeder Gefangene zunächst als Verräter an der sowjetischen Heimat. Das war ein Vorwurf, den zu entkräften kaum möglich war, war doch jeder in den Arbeitseinsatz gezwungen worden, ohne sich dage-

gen wehren zu können. Bezeichnenderweise wurden sie von zumeist ganz jungen Leuten hinsichtlich ihres Verhaltens während der Gefangenschaft überprüft, die für eine Kriegsteilnahme noch zu jung gewesen waren. Diese galten zwar als ideologisch gefestigt, konnten sich jedoch überhaupt nicht in die Situation der Gefangenschaft einfühlen; aus staatlicher Sicht nur von Vorteil, denn sie würden alle Verräter erbarmungslos überführen.

Hatte der NKWD einmal solche Unterlagen, begleiteten sie einen früheren Gefangenen zeit seines Lebens und lagen immer in dem Geheimdienstarchiv des Oblasts, in dem er wohnte (später KGB, FSB, ähnlich in anderen Nachfolgestaaten der SU). Und wenn er oder sie ein Anliegen bei den Behörden hatte, war eine der ersten Fragen die, ob man in Kriegsgefangenschaft gewesen sei; bejahte man sie, hatte man massive Nachteile vom Studienplatz bis zur Rente, von der Wohnung bis zum Beruf. Um die Familie möglichst nicht mit hineinzuziehen, verbarg man diesen Makel; selbst Ehepaare berichteten in manchen Fällen einander nicht von ihrer Gefangenschaft. Erst nach dem Zerfall der Sowjetunion kam es langsam zu einem Umdenken. Dies war nach der verbrecherischen deutschen Politik das zweite, was man den ehemaligen Gefangenen, in diesem Fall in der eigenen Heimat, angetan hat: sie blieben zumeist bis zu ihrem Tod Menschen zweiter Klasse. Gefangene zweier Diktaturen, so lautete der Titel eines Buches, das die Situation der Repatriierten in der Sowjetunion beschreibt. Das trifft es sehr gut, denn der echten Gefangenschaft, in der das Überleben nur zu oft Glücksache war, folgte eine zweite, wenn auch nicht formell. Man war Gefangener seiner individuellen Geschichte und wurde langfristig haftbar gemacht für etwas, für das man in der Regel nichts konnte, mit massiven persönlichen Nachteilen.

Ein 27-jährigen Unteroffiziers schrieb am 3. September 1946 an seine Verwandten im Tschalovskaja Oblast: „Der Weg, den ich beschreite, entspricht nicht meinen Wünschen. Ich habe hier kein Leben und werde es auch nie mehr wiedergewinnen. Ich bin ein verachteter Mensch: Dreifacher Stacheldraht mit elektrischem Strom umgibt mich. Das sehe ich seit dem Tag meiner Befreiung und bis auf den heutigen Tag. Wann das ein Ende haben wird, weiß ich nicht. Ich habe mein Leben so schrecklich satt. Wozu soll ich noch leben? Wenn ich mir diese Frage stelle, kommt es mir so vor, als ob ich schon alles, was ein Mensch erleben kann, durchlebt habe. Ich brauche nichts mehr. Nun habe ich schon aufgehört, mein Leben zu bauen, weil ich es nicht mehr brauche. Bitte wartet nicht darauf, dass ich nach Hause zurückkomme. Der Weg der Heimkehr ist abgeschnitten. Er ist vom Schicksal zertrümmert worden.“

Es gibt noch ein Drittes, was man diesen Menschen angetan hat, in diesem Fall mittelbar. Wie eben gesagt, waren während der Kriegszeit die Friedhöfe der sowjetischen Kriegsgefangenen

zwar in einem z. T. sehr üblen Zustand, die Bezeichnung verrottet trifft oft besser zu als ungepflegt, aber die Wehrmachtbürokratie hatte für gewöhnlich bis Kriegsende einen recht genauen Überblick, wer wo seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, auch wenn Fotos der Beisetzung oder besser des Verscharrrens einen gegenteiligen Eindruck vermitteln. Diese Unterlagen hatte später die Sowjetunion zur Verfügung. Sie wurden wie die Personalunterlagen übersetzt, Listen angefertigt, Übersichten erstellt. Angehörige hätten also jederzeit erfahren können, wo ein Vater, Sohn oder Gatte liegt. Doch das geschah nicht. Falls jemand eine Anfrage wagte, erhielt er normalerweise den Bescheid „an unbekanntem Ort während der Gefangenschaft verstorben“. Warum? Alle hätten den Wunsch gehabt, diese Orte zu besuchen, ideologisch nicht wünschenswert, denn man hätte das feindliche System, den Kapitalismus, kennengelernt mit ungewissen Folgen. Allein sich nach einem „Vaterlandsverräter“ zu erkundigen, war mit großem Risiko verbunden.

Erst Ende der 90er Jahre begann man in einem deutsch-russischen, später auch weißrussischen und ukrainischen Projekt, alle diese Unterlagen zu erschließen und sie zu einem großen Teil ins Internet zu stellen. Dadurch lassen sich viele Friedhöfe rekonstruieren, wenn auch mit erheblichem Aufwand. Dabei stellt sich auch heraus, dass die überlieferten Zahlen in den meisten Fällen nicht mehr haltbar sind: in der Senne sind es 15000 statt der 65000, in Bergen-Belsen knapp 20000 statt der 50000. Auch für Sandbostel werden sich Korrekturen nach unten ergeben; namentlich bekannt sind bisher 4670 Personen.

Familien können jetzt oft die Grablage eines Vermissten ermitteln. Für die Eltern, die Ehepartner und inzwischen selbst die Kinder ist das in vielen Fällen allerdings zu spät, doch das Interesse bei den Enkeln und Urenkeln ist groß. Auf der Basis der neuen Erkenntnisse könnten Friedhöfe wie hier in Sandbostel mit Namentafeln versehen werden, um ein individuelles Gedenken zu ermöglichen, so schon geschehen in Zeithain westlich von Dresden, wo mehr als 25000 tote Kriegsgefangene ruhen, oder auf dem Schießplatz Dachau-Hebertshausen, auf dem bis zum Sommer 1942 etwa 4000 sowjetische Soldaten ermordet wurden. Dort wird inzwischen an 866 namentlich erinnert, weitere sollen ermittelt werden. Laut Gräbergesetz ist der Staat dazu sogar verpflichtet.